

Heinrich Härke

Grundsätzlich ist die Diskussion von Ziel, Aufbau und Inhalt des Fachstudiums zu begrüßen, auch wenn ich es nicht ganz glücklich finde, daß die kritische Beleuchtung des Grundstudiums aus dem Gesamtzusammenhang des Studienganges herausgelöst wird. Wer die studentischen Diskussionen der sechziger und siebziger Jahre mitgemacht hat, dem werden die meisten der Kritikpunkte und Vorschläge des 2. Perspektivenwochenendes bekannt vorkommen. Dies zeigt, wie wenig die Umgestaltung des Fachstudiums seither vorangekommen ist, doch weitere Ausführungen dazu mögen anderen vorbehalten sein. Meine folgenden Beobachtungen verfolgen den Zweck, eine britische Perspektive einzubringen und Vergleiche mit einem recht andersartig strukturierten Hochschulsystem und Studiengang anzustellen. Ein Kommentar aus dieser Sicht scheint mir schon deswegen angebracht, weil einige der Vorschläge des Perspektivenwochenendes von Erfahrungen beim Auslandsstudium inspiriert scheinen oder sich jedenfalls, aus welchen Gründen auch immer, an das britische Modell anlehnen.

Die im Papier des Perspektivenwochenendes eingangs aufgelisteten Probleme des deutschen Studienganges sehe ich ähnlich: Mangel an Klarheit in Aufbau und Anforderungen, mangelnde Vermittlung von Grundlagenkenntnissen gerade in theoretisch-methodischer Hinsicht, Lehre überwiegend durch inhaltlich eng begrenzte «Mini-Forschung» vom ersten Studientag an. Im Gegensatz zum deutschen Studiengang ist der britische klar strukturiert, die Anforderungen sind klar formuliert und stehen bei Beginn des Studiums bereits für den gesamten Studiengang fest, und es gibt einen systematischen Aufbau des Lehrstoffes von einem Studienjahr zum nächsten, wie er gerade für die theoretisch-methodische Schulung wichtig ist. Bevor man nun allerdings Einzelelemente aus dem britischen System übernimmt, sollte man sich die Unterschiedlichkeit des deutschen und britischen Hochschulsystems vor Augen halten.

Zunächst einmal ist das britische Hochschulstudium bis zum ersten Abschluß nicht als Berufsvorbereitung, sondern als «höhere Erziehung» gedacht, also als Schulung von kritischem Urteilsvermögen, Ausdrucksfähigkeit und allgemeinen Arbeitstechniken auf unterem Forschungsniveau. Dieses begrenzte Ziel macht die Regelstudienzeit (drei Jahre in England, vier Jahre in Schottland und früher auch Nordirland) überhaupt erst möglich. Diese kurze Studienzeit erzwingt eine Beschränkung auf Vermittlung von Grundlagenwissen; der Versuch einer Vermittlung von Materialkenntnissen wird gar nicht erst unternommen. Dies muß m.E. kein Nachteil sein, macht aber natürlich die Aneignung berufsbezogener Kenntnisse nach dem ersten Abschluß

zum Regelfall. Ein Vorteil der breit angelegten Ausbildung ist die Flexibilität des Abschlusses: nach einem dreijährigen Studium und mit einem B.A. in Archäologie ist man eben kein Fachidiot, sondern ein auch von Verwaltung und Industrie gesuchter junger Graduierte mit hohem (Um-)Schulungspotential. Die Kehrseite der Medaille sind die Unflexibilität des Studienganges und die Verschulung des Studiums, einhergehend mit einer gewissen Unselbständigkeit der Studenten.

Einigen der konkreten Einzelvorschläge zur Behebung der deutschen Probleme stehe ich etwas kritischer gegenüber als der grundsätzlichen Kritik. Die meisten meiner Bedenken richten sich nicht gegen die dargelegten Prinzipien, sondern beziehen sich auf die Durchführbarkeit. Grundkurse (Vorschläge 3 und 4) sind sicher eine gute Idee, und es gibt sie ja nicht nur im britischen Hochschulsystem, sondern ich kenne sie aus meiner eigenen deutschen Studienzeit aus einigen der Nachbarfächer. Da diese Grundkurse aber vermutlich nicht zur Abschaffung der anderen, spezialisierten Lehrveranstaltungen führen werden, stellt sich bei der dünnen Personaldecke der deutschen Hochschulinstitute unseres Faches die Frage, wer diese zusätzlichen Lehrveranstaltungen halten soll. Zudem erfordert die angestrebte Struktur eine Kooperation der Hochschullehrer innerhalb der Institute. Dies ist an britischen Universitäten leicht möglich, da der Institutsdirektor (Head of Department) hinsichtlich Lehre und Selbstverwaltung eine Weisungsbefugnis gegenüber den anderen Hochschullehrern hat, aber wie soll sich das mit dem deutschen Prinzip der «Freiheit von Forschung und Lehre» vertragen? Konkret: sollen die Grundkurse komplett von den Assistenten durchgeführt werden?

Mit dem inhaltlichen Rahmen der Grundkurse bin ich nicht so ganz einverstanden. Den meisten Vorschlägen und auch der Gewichtung der meisten Einzelelemente stimme ich gerne zu, aber den thematischen Rahmen von Block II finde ich zu starr und zu eng gefaßt. Um nur ein Beispiel zu nehmen: wenn der Grundkurs Frühgeschichte auf Mitteleuropa konzentriert sein soll, dann würde dies bedeuten, daß das frühchristliche Irland (das eine Schlüsselbedeutung für die europäische Frühgeschichte hat) und das wikingerzeitliche Skandinavien aus diesem Rahmen herausfallen. Auf dem Hintergrund der britischen Lehre, wo in der Regel die Anfängervorlesung auch eine Übersicht über Archäologie weltweit gibt, frage ich mich, ob so etwas nicht auch in einen systematischen deutschen Studienaufbau hineingehört. Sollen z.B. nur diejenigen, die im Nebenfach Vorderasiatische Archäologie studieren, etwas über die Anfänge der Hochkultur erfahren? Ist ein weltweiter Horizont wirklich nur für das Paläolithikum wünschenswert? Vielleicht ließe sich ein solcher Überblick in die Einführungsveranstaltung für Studienanfänger (Vorschlag 2) einbauen, aber die wird ohnehin schon sehr überladen sein und dürfte nach meinen Erfahrungen im

britischen System mehr als zwei Semesterwochenstunden in Anspruch nehmen.

Exkursionen und Lehrgrabungen werden nur in einem Satz am Ende der Grundkurs-Vorschläge erwähnt. Das gibt ihnen m.E. nicht genügend Gewicht. Englische Universitäten verlangen von ihren Hauptfachstudenten bis zu 10 Wochen Grabungserfahrung im Laufe des dreijährigen Studiums, und ich halte dies nicht nur für gerechtfertigt, sondern sogar für wichtig. Für das Grundstudium sollte man ruhig vier Wochen Grabungs- bzw. Feldforschungsteilnahme ansetzen. Später werden die Sommerferien ohnehin oft dringender für andere Zwecke (Materialaufnahme, Reisen im Zusammenhang eines Auslandsstudiums o.ä.) benötigt und stehen für den Ausbau der Grabungserfahrung nur noch in begrenztem Maße zur Verfügung.

Das Nebenfachstudium (Vorschlag 5) scheint mir durch den zeitlichen Ansatz (Gesamtumfang wie Umfang Hauptfach-Grundstudium) zu kurz angesetzt. Diese Reaktion ergibt sich aus der Diskrepanz meiner eigenen deutschen Studienerfahrung, nach der meine Nebenfächer (Völkerkunde und Geschichte) wichtig waren für meine Gesamtsicht der ur- und frühgeschichtlichen Vergangenheit, gegenüber der englischen Universitätsrealität, wo das «Nebenfachstudium», wenn es überhaupt existiert, sich in der Regel auf das erste Studienjahr beschränkt (in Schottland zwei Jahre) und von dem nach meiner trüben Erfahrung mit englischen Studenten absolut nichts hängenbleibt. Andererseits sehe ich ein, daß eine Beschränkung des Nebenfachstudiums im Interesse der Studienzeitverkürzung vermutlich notwendig ist. Dies ist ein klarer Fall von Güterabwägung: ist ein kurzes Studium wichtiger als ein breiter Horizont?

Das Format der Zwischenprüfung als 30-minütige mündliche Prüfung (Vorschlag 6) scheint mir sehr sinnvoll, aber ist dies bei den jetzigen Studentenzahlen noch praktikabel? Zudem würde ich selbst gerne (falls notwendig, zusätzlich) eine schriftliche Ausarbeitung vom Kandidaten sehen, wobei ich ein überarbeitetes Seminarreferat für völlig akzeptabel hielte. Die Maßgabe, daß die Zwischenprüfung "in erster Linie der Selbstüberprüfung der Studierenden" dienen soll, setzt allerdings motivierte und selbständige Studenten voraus, die bereit sind, aus Fehlern und Schwächen zu lernen. Gibt es anders gelagerte Fälle nur in England (wo ich ihnen auf ziemlich regelmäßiger Basis begegne), nicht aber in Deutschland?

Der Forderung nach Lehrbüchern (Vorschlag 7) ist nur beizupflichten. Auf diesem Gebiet besteht im Vergleich zum englischsprachigen Ausland ein echter Notstand.

Auch den Gedanken zur Verbesserung der Lehre (Vorschlag 8) möchte ich im Prinzip zustimmen, so-

wohl nach meinen eigenen (passiven) Erfahrungen mit der deutschen Hochschullehre als auch auf dem Hintergrund des britischen Systems. Spätestens hier stellt sich auch die Frage nach dem Sinn der Habilitation in ihrer jetzigen Form, in der durch Forschung nachgewiesen werden soll, daß man lehren kann. Britische Universitäten kennen die Habilitation nicht; dafür bereiten sie neue Hochschullehrer in der Regel auf ihre Lehraufgaben vor, auch wenn dies nicht immer so gründlich ausfällt wie in Belfast, wo ich an einem einwöchigen Pflichtlehrgang über Didaktik, Lehrmethoden und Lernhilfen teilnehmen mußte. Ein Ausbau dieses Systems steht bevor, da in Kürze die Lehre aller britischen Universitäten vergleichend bewertet werden soll (eine Beurteilung, wie sie für die Forschung bereits zweimal in mehrjährigen Abständen und nach Fächern getrennt durchgeführt worden ist). Allerdings sollte man sich darüber im klaren sein, daß die Forderung nach gleicher Gewichtung von Forschung und Lehre fast unausweichlich zu einem Konflikt zwischen diesen beiden Elementen führen wird. Hervorragende Leistungen auf beiden Gebieten lassen sich nur in Ausnahmefällen erzielen, so daß sich ein Institut entweder mit Mittelmäßigkeit in beiden Bereichen zufriedengibt oder aber auf Qualität in einem Bereich abstellt, so daß sich früher oder später die Frage nach einer Trennung der beiden Bereiche stellt. In den USA gibt es eine solche Trennung bereits stellenweise, in Großbritannien wird sie ernsthaft diskutiert. Möchten deutsche Studenten zwischen Lehruniversität und Forschungsuniversität wählen können oder gar müssen? Oder möchten sie von Hochschullehrern unterrichtet werden, die selbst keine Forschung mehr betreiben können oder gar dürfen? Diese Fragen sind keineswegs rhetorisch zu verstehen, sie sind ernst gemeint.

Das vorgeschlagene Mentorensystem (Vorschlag 9) berührt einen der wunden Punkte der jetzigen deutschen Massenuniversität. Die große Selbständigkeit der deutschen Studenten, aus der Sicht des ausländischen Hochschullehrers sicher eine der Stärken des deutschen Systems, ist unzweifelhaft auch eine Konsequenz mangelnder Betreuung, und sie wird erkaufte mit einer hohen Aus- und Durchfallquote (über 30%, gegenüber weniger als 10% im britischen System). An britischen Universitäten hat jeder Student einen *personal tutor*, der ihn/sie über das gesamte Studium begleitet und nicht nur als Studienberater und -mahner fungiert, sondern auch zum «Naseputzen» (englischer Jargon) und zur Lebensberatung zur Verfügung stehen muß. Diese intensive Betreuung wird durch die geringeren Studentenzahlen (vor vier Jahren in GB 400 000 Studenten, in BRD 1,5 Millionen) möglich, die sich wiederum aus dem selektiven Hochschulzugang ergeben: niemand ist zu einem Studienplatz berechtigt, die Universitäten können nach eigenem Ermessen unter den Kandidaten auswählen. Aber so wie in Deutschland die Studentenzahlen offenbar den früher selbstverständlichen Zugang

zum Professor und die regelmäßige Betreuung durch den Assistenten weggefegt haben, so stellt auch in Großbritannien die von der Regierung verordnete Expansion der Studienplätze ein gravierendes Problem für das Tutorensystem dar. Vor drei Jahren hatte ich acht Studenten zu betreuen, über die ich auch stets gut informiert war und für die ich immer Zeit hatte; heute muß ich mich als Tutor um zwanzig Studenten kümmern, an deren Namen ich mich manchmal kaum erinnern kann und für die ich wegen der insgesamt zunehmenden Lehrverpflichtungen und Verwaltungsaufgaben immer weniger Zeit habe. Angesichts des in Deutschland noch weit ungünstigeren Zahlenverhältnisses von Studenten zu Hochschullehrern stellt sich da die Frage, wer denn Mentor sein soll. Wenn das nur an den Assistenten hängenbleibt, wird eine individuelle Betreuung der Zahlen wegen illusorisch. Wenn auch Professoren mit einbezogen werden, muß man sich realistischerweise fragen, wie intensiv diese Betreuung dann noch ausfallen kann. Oder sollen zuerst die Studentenzahlen durch Selektion nach britischem Vorbild gesenkt werden?

Das Problem der Sprachnachweise (Vorschlag 10) wird nicht dadurch behoben, daß es auf die lange Bank geschoben wird. Der Vorschlag mag gut gemeint sein, aber nach meinen persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen führt der Aufschub in die höheren Semester fast unausweichlich zur Belastung des Studenten zum schlimmstmöglichen Zeitpunkt (parallel zu Hauptseminaren und zur M.A.-Arbeit), während im Grundstudium doch weit mehr Spielraum sein dürfte. Vielleicht sollte auch grundsätzlich die Frage nach dem Sinn und Zweck der Sprachanforderungen noch einmal gestellt werden. Im britischen Studiengang unseres Faches gibt es die Notwendigkeit solcher Nachweise nicht (die Kenntnis einer neueren Sprache wird empfohlen, aber nicht vorausgesetzt, Latein wird nicht verlangt).

Daß ein klar strukturiertes Grundstudium eine bessere Vorbereitung auf das Hauptstudium, ein effektiveres Lernen und eine kürzere Studienzeit gewährleisten soll, wird jeder als wünschenswerte Ziele akzeptieren. Nach meinen Erfahrungen im englischen Hochschulsystem mit Regelstudienzeit und vollgepacktem Studiengang möchte ich jedoch davor warnen, über der Effektivitätssteigerung des Lernens nicht die anderen (Neben-)Ziele des Studiums zu vergessen.

Von einer klaren Gliederung des Grundstudiums aber zu erwarten, daß sie den Studienortwechsel im In- und Ausland erleichtern wird, hielte ich für eine gefährliche Illusion - Beobachtungen in Großbritannien scheinen mir das Gegenteil zu besagen. Der starr geregelte Studiengang gestaltet den Wechsel von einer Universität zur anderen schwierig und verhindert ihn sogar praktisch nach dem ersten Studienjahr; ein Auslandsstudium verlängert den Studiengang gar gleich um ein ganzes Jahr. In dieser Hinsicht stellt die Flexibilität des

deutschen Systems sicher einen Vorteil dar, auch wenn diese Flexibilität eine Folge schwammiger Regelungen und unklarer Definitionen sein mag. Eine klare Struktur des Studienganges ließe sich nur dann mit einer Offenheit für Studienortwechsel verbinden, wenn man bereit wäre, den Preis dafür zu zahlen: völlige Einheitlichkeit des Studienganges landesweit und womöglich gar europaweit. Die Frage ist allerdings, ob diese Lösung, die alle Alternativen und Wahlmöglichkeiten innerhalb des Systems beseitigt, wirklich wünschenswert ist. Selbst wenn man letztere Frage bejaht, stellt sich immer noch die Frage, wie eine solche Vereinheitlichung realistisch zu erreichen sei.

Eine Reform des deutschen Studienganges auch in der Ur- und Frühgeschichte ist sicher überfällig. Von daher sind die Vorschläge des Perspektivenwochenendes ein willkommener Denkanstoß, und sie sind offenbar auch als solcher gedacht. In diesem Sinne habe ich mich bemüht, eher Fragen zu stellen und Erfahrungen aus einem anderen System einzubringen als konkrete Verbesserungs- oder Gegenvorschläge zu machen. Das ideale Hochschulsystem mag irgendwo in der Mitte zwischen deutschem und britischem System liegen, aber ich habe noch keine konkrete Vorstellung, wie es zu verwirklichen wäre. Einige Verbesserungen lassen sich zweifelsohne bereits jetzt im bestehenden System verwirklichen, doch eine Reihe von Problemen des deutschen Studienganges ließen sich erst über eine grundlegende Universitätsreform beheben - und diese steht hier ja nicht zur Debatte.

*Dr. Heinrich Härke
University of Reading
Department of Archaeology
Whiteknights
PO Box 218
GB-Reading RG6 2AA*